



Eisennahrung.

Seit alters her verordnen die Aerzte blutarmen Personen zur Stärkung und Vermehrung des roten Lebensaftes Eisen, und zwar in der Meinung, daß Eisen der bedeutendste blutbildende Stoff sei. In der Tat lehrt uns auch die Analyse des Blutes, daß das Eisen eine große Rolle bei der Blutbildung spielt, aber nicht das anorganische Eisen, sondern das Eisen, welches in den Nahrungsmitteln in organischer Verbindung vorhanden ist.

Das anorganische Eisen, welches in den chemischen Eisenpräparaten enthalten ist und vielfach als Spähne in Rotwein gemischt wird, ist vollständig wirkungslos, da es vom Organismus nicht verarbeitet werden kann, sondern sich wieder so ausscheidet, wie es eingenommen wird. Daher ist es durchaus ratsam, Eisenpräparate zu meiden und an ihrer Stelle eisenhaltige Nahrungsmittel zu genießen. Für die große Zahl der Fleischesser dürfte die Mitteilung Interesse haben, daß von allen animalischen Nahrungsmitteln das Blut das eisenreichste und billigste ist. Wegen seines widerlichen Geschmacks aber kann das Blut in seinem ursprünglichen Zustande nicht immer genossen werden, und hat deshalb die Chemie aus dem Blute ein neues Präparat unter dem Namen „Hommels Haematogen“ hergestellt, dessen Geschmack aber auch nicht unangenehm ist. Wir können daher Professor Bunge nur zustimmen, wenn er in seinen Vorträgen über Physiologie sagt: „Statt dieser Quälerei könnte man den Blutarmen die schwachsten Speisen aus Blut bereiten. Die Resorbierbarkeit des Blutfarbstoffes wird durch das Kochen und Braten wahrscheinlich nicht herabgesetzt. Denn das frische Blut wird durch den Magensaft ebenso in Haematin und Eiweiß gespalten, wie durch die Siedehitze. Jedenfalls sieht man, daß man nicht nötig hat, für

teures Geld aus der Apotheke den Anämischen „Hommels Haematogen“ zu kaufen. Ein Stück Blutwurst leistet dieselben Dienste.“

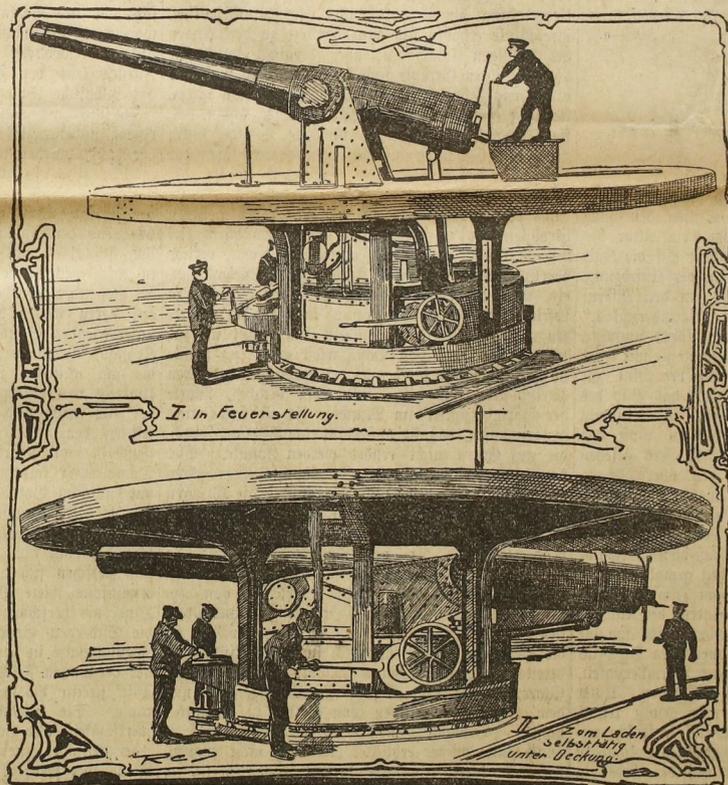
Die vegetabilischen Nahrungsmittel sind jedoch auch sehr eisenreich und den animalischen vorzuziehen, weil sie gesünder sind. Es ist gewiß zweckmäßig, die verehrlichen Leser über den Eisengehalt der ver-

Weizen 5,5 Trauben (Malaga) 5,6, Heidelbeeren 5,4, Kartoffeln 6,4, Erbsen 6,2-6,6, Kirichen 7,2-10, Bohnen (weiße) 8,3, Karotten 8,6, Weizenkleie 8,8, Erdbeeren 8,6-9,3, Linsen 9,5, Mandeln 9,5, Nessel 13, Rohl 17, Spargel 20, Spinat 33-39, Eidotter 10-24.

Wie aus dieser Tabelle ersichtlich ist, hat die Milch nur einen geringen Eisengehalt. Daher ist es nach der wissenschaftlichen Forschung auch nicht richtig, Kinder über das Säuglingsalter hinaus ausschließlich mit Milch zu ernähren. Der kindliche Organismus bringt einen reichen Eisenvorrat mit auf die Welt, der etwa nach neun Monaten verbraucht ist. Es muß dann eisenhaltige Nahrung in den Körper geführt werden. Geschicht das nicht, so treten Störungen in der Entwicklung und mannigfache Kinderkrankheiten auf.

„Schon seit einer Reihe von Jahren sind eine Reihe von Kinderärzten durchaus nicht dafür,“ sagte Professor Heubner, „daß die absolute Milchdiät bei der Ernährung gegen Ende des Säuglingsalters zu lange fortgesetzt wird; namentlich ich selbst habe nicht bloß bei den anämischen, sondern auch bei den nicht nur durch Anämie gegebenen kachektischen Schwachzuständen rhachitischer Kinder schon seit zehn Jahren dem Prinzip gebührend, ja von dem neunten oder zehnten Monat an nicht etwa ausschließlich Milch zu geben, habe auch dasselbe gelehrt, ohne einen Grund dafür angeben zu können. Ich kann wohl sagen, daß ich persönlich sehr glücklich gewesen bin, als ich die erste Arbeit des Herrn Bunge in dieser Beziehung kennen

Ein japanisches Belagerungsgeschütz.



Riesenkanoen mit Verschwindungskassette. (Siehe Text Seite 303.)

schiedenen Nahrungsmittel zu unterrichten. Nach Bunge enthalten 100 g Trockensubstanz folgender Nahrungsmittel mg Eisen: Honig 1,2, Reis 1,0-2,0, Gerstengraupen 1,4-1,5, Weizenmehl 1,6, Datteln 2,1, Kuhmilch 2,3, Frauenmilch 2,3-3,1, Pflaumen 2,8, Hundemilch 3,2, Feigen 3,7, Himbeeren 3,9, Hafelnüsse 4,3, Gerste 4,5, Roggen 4,9, Mandeln 4,9,

lernte und mit größtem Interesse all seine Untersuchungen verfolgte. Es hat sich mir inzwischen als von außerordentlichem Vorteil erwiesen, diesen jungen Kindern frühzeitig sogar Gemüse zu geben. Ich bin in meinem neuen Wirkungskreise — wo man sich ja das Vertrauen erst zu erwerben hat — in dieser Beziehung manchmal großem Erstaunen begegnet

wenn ich Eltern, die mich konsultierten sagte: Geben Sie dem Kinde — das vielleicht acht Zähne hatte — jeden Tag ein Löffelchen Spinat oder Möhren oder dergleichen. Ich habe das aber auf Grund einer langen und günstigen Erfahrung getan. Ganz neuerdings muß sich auch in Berlin die Wahrnehmung von dem Nutzen dieses Verfahrens doch verbreitet haben. Ich wurde vor kurzen von dem Vater eines achtmonatlichen Kindes, das noch gar keine Zähne hatte, gewissermaßen vorwurfsvoll gefragt, warum ich dem Kinde keinen Spinat und kein Apfelsmus gäbe. Ich bin fest überzeugt, daß dieser Herr keine Ahnung von den Forschungen des Herrn Bunge gehabt hat."

Die Forschungen des Herrn Bunge haben eben zu der Erkenntnis geführt, daß das Kind Eisenahrung haben muß, wenn der bei der Geburt im kindlichen Organismus aufgespeicherte Eisenvorrat verbraucht ist. Ueber den Zeitpunkt des Verbrauches des Eisenvorrats konnte Bestimmtes nicht festgestellt werden. Die Erfahrung lehrt jedoch, daß dieser Zeitpunkt mit dem neunten bezw. zehnten Lebensmonat gekommen ist. Selbstverständlich darf den Kindern nur leicht verdauliche Nahrung gereicht werden und auch erst dann, wenn sie einige Zähne haben, also instande sind, die Nahrung zu kauen.

Im übrigen muß noch darauf hingewiesen werden, daß wir im Kleienbrot, in der Kartoffel, Karotte und in dem Kohl sehr vorzügliche eisenhaltige Nahrungsmittel haben, welche mehr nützen, als alle Eisenpräparate. Das Kleienbrot ist darum noch mehr zu empfehlen, weil es die Darmtätigkeit außerordentlich anregt und somit die Verdauung fördert.

Alles in allem genommen, sehen wir wieder einmal klar und deutlich, daß die Buttermut nur durch eine naturgemäße Lebensweise beseitigt werden kann.

B-n.

Trilby.

Aus dem Französischen übertragen von A. Werner.

(Fortsetzung.)

[Nachdruck verboten]

"Trilby!" rief Jeanny, außer sich vor Staunen und rasch wie der Blitz durchflog sie die Gallerie, die Säle, die Stufen, den Gang den Flur und fiel vor dem Altar des heiligen Colombain in dem Augenblick auf die Knie nieder, als Glady, noch zitternd von der Aufregung, die sie soeben durchgemacht hatte, in den Ausruf der Verwünschung einstimme. — "Barmherzigkeit," rief Jeanny, während sie das heilige Grab umfasste, "Liebe und Barmherzigkeit," wiederholte sie mit leiser Stimme. Und wenn Jeanny etwa der Mut zur Barmherzigkeit gefehlt hätte, so würde das Bild des Heiligen Colombain genügt haben, sie in ihrem Herzen von neuem anzufachen. Man muß das gemeiste Bild des Beschützers des Klosters gesehen haben, um sich einen Begriff von dem überwältigenden Eindruck zu machen, den es ausübt und sich zu überzeugen, wie es nur Engel sein konnten, die der wunderbaren Leinwand ein solches Leben einzuhauchen vermochten, denn alle Welt weiß, daß dieses Gemälde nicht von der Hand eines Menschen gemalt ist, daß es vielmehr ein Geist war, der vom Himmel herabstieg, um den Pinsel zu führen, während der Künstler sich unbewußt dem Schlaf hingegeben hatte, um die engelgleichen Züge des Seligen durch den Ausdruck einer so edlen Frömmigkeit und einer Barmherzigkeit, wie sie die Welt nicht kennt, zu verschöneren. Unter allen Auserwählten des Herrn war gewiß keiner, dessen Blick so traurig und dessen Lächeln so schmerzlich gewesen wäre, als dies dem Heiligen Colombain der Fall war, sei es, daß er auf der Erde ein geliebtes Wesen zurückgelassen hatte, das ihn in einer andern Welt des Ruhms und des Glücks die versprochenen Freuden nicht vergessen lassen konnten; sei es, daß er, der so empfindlich für die Qualen der Menschheit war, in seiner neuen Stellung einen unaussprechlichen Schmerz empfand, wenn er daran denken mußte, wie die Unglücklichen, die ihn überleben mußten, so vielen Gefahren ausgesetzt und so vielen Kummernissen ausgeliefert sein sollten, die er weder verhindern noch erleichtern konnte. Das muß

in der Tat der einzige Kummer der Heiligen sein, sofern die Vorkommnisse ihres Lebens sie nicht zufällig mit dem Schicksal eines Wesens verbunden haben, das zugrunde gegangen ist, und das sie bereinst nicht wiederfinden werden. Die Strahlen eines milden Feuers, die von den Augen des Heiligen Colombain ausgingen, die alles umfassende Herzsgüte, die auf seinen lebensfrischen Lippen schwebte, die Fülle von Liebe und Barmherzigkeit, die dem Bilde entströmte, und die das Herz einer frommen Milde zugänglich machte, waren nur geeignet, den von Jeanny bereits in Worten gelleideten Entschluß zu befestigen; mit festerer Entschlossenheit wiederholte sie in ihren Gedanken die Worte: „Liebe und Barmherzigkeit!“ — „Mit welchem Recht," meinte sie, „sollte ich hier zu einem Urteil der Verbammung kommen! Das ist doch nicht Sache einer schwachen Frau und nicht uns hat der Herr die Sorge seiner Rache anvertraut. Vielleicht hat er überhaupt nicht die Absicht, Rache zu üben! Und wenn er Feinde strafen will, so wird er, der keinen Feind zu fürchten braucht, daß schrecklichste Amt seiner Macht gewiß nicht den blinden Lebensdräften eines seiner schwächsten Geschöpfe anvertrauen! Wie könnte ich, über deren Tun und Denken er eines Tages das Urteil sprechen wird, das wagen! . . . wie sollte ich dazu kommen, seine Gnade zu erheben für meine Sünden, wenn sie ihm schon durch Zeugnisse offenbart sind, die ich leider nicht werde ablesen können, wie sollte ich für Sünden, die mir gänzlich unbekannt sind . . . Sünden, die vielleicht gar nicht begangen worden sind, in diesen Ruf der Verbammung einstimmen, den man von mir fordert, gegen irgend einen Unglücklichen, der ohne Zweifel schon allzu hart gestraft ist?" — Jeanny erschau, während sie sich solcher Ueberlegung hingab, über ihre eigenen Gedanken, ihre Blicke erhoben sich ganz bestürzt zu den Augen des Heiligen Colombain; aber beruhigt durch die Reinheit ihrer Gefühle und im Bewußtsein, daß das unüberwindliche Interesse, das sie an Trilby nahm, sie nicht einen Augenblick hatte vergessen lassen, daß sie Dougal's Gattin war, bemühte sie sich durch Blick und Gedanken die Ansichten des Heiligen der Berge zu erforschen. Ein schwacher Strahl der untergehenden Sonne, der gebrochen durch das bunte Glas der Kirchenfenster auf den Altar des Heiligen herabfiel, der in zarten und leuchtenden durch das Abendrot noch gehobenen Farben gemalt war, verlieh dem Glückseligen einen noch strahlenderen Glorienschein, ein ruhigeres Lächeln, einen geläuterten Ernst, eine befriedigtere Freude. Jeanny kam zu der Ueberzeugung, der Heilige Colombain müsse mit ihr zufrieden sein und von Dankbarkeit ergriffen, preßte sie ihre Lippen auf die den Boden der Kapelle bedeckenden Steinplatten und die Stufen des Grabes, Worte der Barmherzigkeit im Munde. Es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß sie außerdem eine Bitte aussprach, die auf Erden nicht erhört werden konnte. Wer vermöchte jemals alle die Geheimnisse einer zarten Seele zu ergründen, und wer könnte die Grenzen der Hingebung einer Frau, die liebt, erfassen?

Der alte Mönch, der Jeanny aufmerksam beobachtete und der, von ihrer inneren Erregung befriedigt, nicht daran zweifelte, daß sie seinen Hoffnungen entsprochen habe richtete sie von dem heiligen Boden des Vorhofs wieder auf und überließ sie der Sorge Dougal's, der schon wieder an die Heimreise dachte und sich in seiner Einbildung bereits ein reicher Mann wählte durch alle die Güter, die er dem Erfolg seiner Pilgerreise und dem Schutz der Heiligen von Balva zu verdanken hoffte. „Dennoch," meinte er zu Jeanny, als er seine Hütte wieder erblickte, „kann ich nicht leugnen, daß mir dieser Fluch recht schwer geworden ist, ich werde mir dafür im Fischfang zerstreuen müssen. Was Jeanny anlangte, so war für sie bereits geforgt. Nichts hätte sie mehr zerstreuen können, als ihre Erinnerungen.

Am Morgen nach einem Tage, an dem die Schifferin die Familie des Barons von Roseneisse bis an den Golf von Clyde gerudert hatte, kehrte sie zur Spitze des langen Sees zurück mit Hilfe der Flut, die ihr Boot zwischen den sandigen Klüften von Arzil und von Lenoy hingleitete ließ, ohne daß sie

es nötig gehabt hätte, ihre Zuflucht zu der ermüdenden Arbeit der Ruder zu nehmen; hoch aufgerichtet in der engen und stinken Barke überließ sie den Winden ihre langen schwarzen Haare, auf die sie so stolz war; ihr schlanker Hals von einer Weiße, der die Sonne nur eine schwache Schattierung gegeben hatte, ohne sie dadurch zu beeinträchtigen, hob sich in seltener Schöne aus dem roten Kleide. Ihr nackter Fuß, den sie auf die eine Seite des gebredlichen Bootes aufgesetzt hatte, gab diesem kaum ein leichtes Schwanken, das die bewegten Wogen abstieß und wieder anzog; die durch diesen fast unmerklichen Widerstand aufgeregten Wellen kamen aufwallend zurück, schlugen schäumend hoch bis an Jeannys Fuß und umpflügelten ihn mit vergänglichem Schaum. Die Jahreszeit war noch rauh, die Luft aber war seit einiger Zeit milder gemorden und der Tag schien Jeanny einer der schönsten, deren sie sich zu erinnern mußte. Die Dünste, die sich in der Regel aus dem See erheben und sich an den Bergen in Gestalt eines Wolfenschleiers in die Höhe ziehen, hatten allmählich die beweglichen Maschen ihrer wogenden Nebelnetze erweitert. Diejenigen, die die Sonne noch nicht ganz zerteilt hatte, wiegen sich hin und her in der Richtung nach Westen wie ein goldnes Gewebe, das die Wogen des Sees zum Schmuck ihrer Feste gewoben hatten. Andere wieder runkelten in einzelnen beweglichen und blendenden Streifen wie ein mit wunderbaren Farben auf durchsichtigen Grund gemaltes Fitterwerk. Es waren das kleine wassergefüllte Wolken, in denen je nach dem Einfallen der Sonnenstrahlen und nach der Laune der bewegten Luft das Weiß der Drangensblüte, das Gelb der Narzisse und zartes Grün mit dem Himmelblau, dem Purpurrot und dem Violett sich um den Vorrang stritten. Als die eine der wogenden Nebelmassen sich in einzelne Teile löste und die nördliche Küste der Meeresbucht infolge Zurücktretens der Flut unsichtbar wurde, während das plötzliche Fallen des Wassers dem Seitenwind freien Durchzug gestattete, mischte sich das Ganze zu einem unbeschreiblichen Durcheinander von Farben, der ganz ungewöhnliche Eindruck, den dies Schauspiel machte, setzte so in Erstaunen, daß der Beschauer hätte annehmen sollen, er habe zu den ihm bisher verließenen Sinnen einen neuen hinzubekommen. Während der Himmel diesen überraschenden Anblick bot, schwebten am Ufer die verschiedensten Bilder, in rasch wechselnder Folge an den staunenden Augen der Reisenden vorüber. Man sah gewaltige Kuppeln, auf deren weiter Rundung sich die Strahlen der untergehenden Sonne spiegelten, die einen klar wie Kristall, die andern mattgrün und stumpf wie Eisen, die am weitesten nach Osten entfernten an ihrem Umkreis von einem lebhaft roten Schein umfäumt, der sich nach und nach abtönte und auf den Eisfeldern der Berge verlor, während er an deren Füße in matt gefärbte Schatten überging, die in der Dämmerung kaum noch sichtbar waren. Man sah vor sich im Golf dunkle fast schwarze scharf abgegrenzte Gebirgsmassen, die man aus der Ferne für unvermeidliche Klippen hätte halten mögen, die aber, je näher man kam, immer mehr auseinander wichen und zwischen sich den Blick in die dem Schiffer so erwünschte weite Bucht öffneten. Das gefürchtete Hindernis verschwand und alles vereinigte sich, um die Sicherheit einer glücklichen Fahrt zu gewähren. Jeanny hatte in der Ferne die schwankenden Barken der berühmten Fischer am Goyle-See bemerkt. Ihr Blick streifte die leichtgebauten Häuser von Portincaple. Sie betrachtete weiter mit lebhafter Aufmerksamkeit und mit einem Interesse, das sich mit jeder Stunde erneuerte ohne sich abzuschwächen die Menge der Berggipfel, die sich folgten, sich in einander schoben oder sich infolge unerwarteter Wirkungen des Lichts wieder trennten, namentlich in der Jahreszeit, in der sie unter der Schneedecke verschwand; ihre Blicke richteten sich auf die feibenglanzende Fläche der Torimoore, auf die dunkelblauen Granitfelsen und die oft wunderbar gefalteten Faden der perlmutterschillernden Felsenriffe. Sie glaubte zu ihrer Linken, so durchsichtig und klar war der Himmel, die Kirchen von Ben-More und von Ben-Neathan zu erkennen; auf ihrer Rechten erschien die rauhe

Spitze des Ben-Comond in einigen dunklen Vorsprüngen, die der Schnee freigelassen hatte; sie übertrug mit ihren dunkelfarbigem Rücken das kahle Haupt des Königs der Berge. Dieses letztere Bild erinnerte Jeanny an eine in diesem Lande sehr verbreitete Sage, die sich heute vor ihrem mehr als je für lebhaftige Erregung und wunderbare Gedanken empfänglichen Geiste alsbald in einer neuen Gestalt offenbarte. In der Spitze des Sees steigt die gewaltige Masse den Ben Arthur zum Himmel, überragt von zwei schwarzen Basaltsfelsen, von denen der eine sich an den andern anzulehnen scheint, wie der Arbeiter an den Sockel, auf den er sein Handwerkszeug niedergelegt hat. Jene gewaltige Felsen verbanten ihren Ursprung den Höhlen des Berges, auf dem der Riese Arthur herrschte, bis kühne Männer den verwegenen Plan faßten, an den Ufern des Forth die gewaltige Mauer von Edinburgh aufzurichten. Arthur, aus seiner hohen Einsamkeit vertrieben durch die Fortschritte eines hochstrebenden Volkes, machte einen gewaltigen Schritt bis zur Spitze des langen Sees und verlegte die Ruinen seines Schlosses auf den höchsten Berg, der sich ihm dort bot. Auf einem dieser Felsen sitzend, den Kopf auf den andern gelehnt, schoß er wütende Blicke auf die gottlosen Steinwälle, die sich auf seinem Grund und Boden erhoben und die ihn für immer von Glück und sogar von der Hoffnung auf Glück trennten; man erzählt sich nämlich, daß er in heißer Liebe entbrannt war zu der geheimnisvollen Königin dieser Meeresküsten, einer jener wunderbaren Feen, die die Alten Nymphen nannten, die in entzückenden, aus wasserklarem Kristall zusammengefüigten Grotten haufen, in denen man auf Teppichen von Meeresblumen eingehert, klar wie Perlen und durchsichtig wie die Karunkel des Ozeans. Wehe dem verwegenen Schiff, das in seinem Lauf die Fluten des aufgeregten Sees kreuzte, wenn die lange Gestalt des Riesen, schwebend wie der Abendnebel, sich plötzlich zwischen den beiden Felsen des Berges erhob, seine unförmlichen Beine auf ihre ungleich hohen Gipfel setzte und sich, den Winden preisgegeben, hin und her schaukelte, dann seine dunklen Arme in Sturmesbrausen über den Horizont ausbreitete und ihn schließlich mit breitem Gürtel fest umflammete. Kaum hatte sein langer Wolfenmantel mit seinen tiefsten Enden die hochaufschäumenden Fluten des Sees berührt, so entfuhr ein zündender Blitz den furchtbaren Augen der gespenstlichen Gestalt, ein Brüllen, dem Donner gleich, rollte mit schredlicher Stimme aus seinem weitgeöffneten Munde; die heftig bewegten Wasser begannen die Ufer zu überfluten. Seine Erscheinung, von den Fischen so sehr gefürchtet, hatte die reiche und prächtige Rhede von Arrogbar der Verödung anheimgegeben, als ein armer Einsiedler, dessen Name unbekannt geblieben ist, eines Tages aus dem stürmischen Meere von Irland dort ankam, allein zwar und doch in der unsichtbaren Begleitung eines Geistes voller Glauben und voller Barmherzigkeit. Er kam an in einer von unüberstehlicher Macht vorwärts getriebenen Barke, die die aufwühlenden Wogen durchfurchte, ohne an ihren Bewegungen teilzunehmen, obgleich der heilige Priester die Hilfe der Ruder und des Steuers verschmäht hatte. In dem kleinen zerbrechlichen Boote auf dem Knie liegend, hielt er, die Blicke zum Himmel gerichtet, ein Kreuz in seinen Händen. Als er das Ziel seiner Pilgersfahrt bald erreicht hatte, erhob er sich mit Würde, goß einige Tropfen geweihten Wassers in die erregten Wogen und richtete an den Riesen des Sees Worte, die einer fremden Sprache angehörten. Man nimmt an, daß er ihm im Namen der ersten Genossen des Heilandes, die Fischer und Schiffer waren, anbefahl, den Fischen und Kahnführern des langen Sees die friedliche Herrschaft über die Gewässer zurückzugeben, die ihnen die Vorsehung überlassen hätte. Es steht fest, daß sich in demselben Augenblick das drohende Gespenst in leichte Nebelflocken auflöste, wie wenn ein leichter Morgenwind den Spiegel des Meeres in unsichtbaren Wellen kräuselt, Nebel, die man von weitem für eine Wolke von Eiderdunen hält, die sich aus den Nestern jener großen Vögel erheben, denen die Ufer des Sees als Brutstätte dienen. Der ganze Golf

glättete alsbald wie durch ein Wunder seine ungeheure Fläche; selbst die Wogen, die sich erhoben hatten, um Sturzwellen am Strande zu zerfellen, flossen nicht zurück, sie küßten ihre Flüssigkeit ein, ohne ihre Form und ihr Ansehen zu ändern. Das durch die abgerundeten Linien, durch den bläulichen Ton getäuscht und von den wechselnden Reflexen der sich abblätternen Brandung vermöchte Auge hält sie von weitem für feste Schaumbänke, deren unmöglichen Rückfluß es ständig erwartet. Alsdann zog der Greis seine Barke auf das flache Ufer, vielleicht in der Hoffnung, daß sie hier von einem armen Bergbewohner gefunden werden möge, brückte mit seinen gefalteten Händen das Kreuzesfest an seine Brust und kletterte mit starkem Schritt den steilen Felsenweg hinauf bis zu der Zelle, die ihm die Engel neben dem unerreichbaren Horst des weisen Adlers errichtet hatten. Mehrere Einsiedler folgten ihm in diese unwirtlichen Regionen und verteilten sich nach und nach zu fromme Niederlassungen in den benachbarten Gegenden. Es wurde dies der Ursprung des Klosters zu Balva und ohne Zweifel auch die Veranlassung zu dem Tribut, den sich die von den Grafen von Mac Ferlane zu schnell vergessene Dankbarkeit den Brüdern dieses Klosters gegenüber auferlegt hatte. Es ist leicht zu verstehen, in welchem geheimen Zusammenhang die Geschichte dieser Verbannung und seiner dem Volke wohlbekannten Folgen den gemohnten Ideen Jeannys ersahen.

Mittlerweile begannen die Schatten einer in dieser Jahreszeit, in der die ganze Herrschaft des Tages sich auf wenige Stunden beschränkt, so früh eintretenden Nacht am See aufzuspiegeln, an den ihn umschließenden Höhen emporzuklettern und die höchsten Gipfel mit ihrem Schleier zu umhüllen. Die Müdigkeit, die Kälte, das lange Nachdenken über ernste Gegenstände hatten die Kräfte gänzlich aufgebraucht. In ungläublicher Erschöpfung im Hinterteil ihres Bootes sitzend, ließ sie es halb im Schlaf an den Rasenplätzen und Gärten von Argail vorbei auf die Hüfte Dougails zutreiben, als eine vom entgegengesetzten Ufer herüberkommende Nonne ihr einen verspäteten Reisenden ankündigte. Nur das Mitleid, das ein Mensch einflößt, der sich auf eine Seite verirrt hat, auf der seine Frau und Kinder nicht wohnen, und der sie viele Stunden der Erwartung und der Angst zählen läßt, stets enttäuscht in der Hoffnung auf baldige Rückkehr, wenn das Ohr des Schiffers sich zufällig seinen Bitten verschließt, jenes Interesse, das die Frauen stets einem Geächteten, einem Schwachen, einem verlassenem Kinde gegenüber zu zeigen pflegen, konnte Jeanny dazu zwingen, gegen den Schlaf, der sie übermächtig hatte, mit aller Gewalt anzukämpfen, um ihren Kahn, der schon so lange die Wellen kreuzte, zu drehen und auf die Seebänke loszusteuern, die den langen See von den Bergen trennen. „Wer sollte ihn dazu veranlassen können, den See in dieser Stunde durchkreuzen zu wollen,“ sprach sie für sich, „wenn er sich nicht gezwungen sähe, einem Feinde auszuweichen oder sich mit einem Freunde zu vereinigen, der ihn dringend erwartet? Oh! möchten doch alle diejenigen, die jemanden, den sie lieben, erwarten, niemals in ihrer Hoffnung getäuscht werden! möchten sie stets das erreichen, was sie sich gewünscht haben!“

Und die so breiten und so friedlichen Wellen flogen unter Jeanny's Rudern, die sie schlug wie Dreifüßler. Die Woge erlangen anbauend über die Wasserfläche, aber derartig schwach und gebrochen, daß sie eher von den Klagen eines Gespenstes, als von einer menschlichen Stimme herzurühren schienen. Jeannys Blicke, die sie fest auf das jenseitige Ufer richtete, waren nicht imstande, etwas Anderes zu unterscheiden, als einen dunklen Horizont, an dem kein lebendes Wesen die tiefe Ruhe der Natur störte. Wenn sie hätte eine Figur aus dem See schwimmen sehen können, die beiden Arme bittend zu ihr erhoben hätte, so würde sie nicht geögert haben, in dem vermuteten Freunde einen toten Baumstamm zu erkennen, von dem unter dem Gewicht des Raubreiß nur zwei trockene Äste über das Wasser hinausragten. Wenn es ihr einen Augenblick schien, als sähe sie in geringer Entfernung von ihrem Boot einen Schatten, der plötzlich aus dem dichten Nebel

heraustrat, so war es ihr eigener gewesen, den das letzte Licht der Dämmerung auf die schwankende Nebelwand hinwarf und der sich mehr und mehr mit den langen Schatten der Nacht vermischte. Endlich, als ihr Ruder bereits die in der Abendluft leise bewegten Stengel des Schilfrohrs am Ufer traf, sah sie einen Greis aus demselben hervortreten, der von dem Gewicht der Jahre so gebeugt war, daß man meinte, sein schwerer Kopf suche eine Stütze auf seinen Knien, und der das Gleichgewicht seines schwankenden Körpers nur dadurch aufrecht erhalten konnte, daß er sich einem schwachen Schilfrohr anvertraute, das ihn hielt, ohne zu trüben; denn dieser Greis war ein Zwerg und zwar allem Anschein nach der kleinste, den man in Schottland jemals gesehen hatte. Das Gestraunen Jeannys wuchs noch mehr, als dieser kleine Mann, der wie es schien, so schwach war, sich mit Leichtigkeit in das Boot schwang, und in einer Weise, der weder Geschmeidigkeit noch Anmut fehlten, ihr gegenüber Platz nahm.

(Fortsetzung folgt.)

Das Lied vom armen Zickelein.

Von Paula Karsten, Charlottenburg.

Zickelein, was klagst Du? seufzest Du? mederst Du?
Zickelein, was klagst Du? mederst Du so sehr?

Im dunkeln Stall mag ich nicht sein,
Ich such' die Licht und Sonnenchein!

Darum, darum medre ich
Medere, medre, mede, mede,
Darum, darum medre ich, mede ich immerzu!

Daß das Liedchen der kleinen Schar in der Schulkasse ein unbändiges Vergnügen bereitet, sah man an den lachenden Gesichtern, und hörte man an den Stimmen, die sich die denkbar größte Mühe gaben, das Medern der Zeige so naturgetreu wie möglich ertönen zu lassen.

Da holte die Kirchenuhr weit aus, und mit tiefem Klange verkündete sie Lehrer und Kindern, daß es für heute genug wäre. Mit kräftigem Strich zog Herr Kirbis noch einmal den Bogen über die Saiten, und dann legte er die Zeige in den Kasten. Die Kinder drängten einander aus den Bänken, als könnten sie es gar nicht erwarten, ins Freie zu kommen. Wohlherzogen ging jedes einzelne aber erst zum Lehrer und verabschiedete sich.

„Vergeßt also nicht, Kinder,“ sagte dieser freundlich, „warum Gue Zickelein so jämmerlich medert, wenn es vielleicht noch im Stall eingesperrt sein sollte, wenn Ihr zum Spielen ins Freie lauft. Nehmt es mit auf die Wiese oder den Wegrand. Zum Lohn und aus Dankbarkeit wird es Euch dann viel mehr Milch geben, als sonst, und sie wird auch viel besser schmecken.“

Einen Augenblick sah er ihnen nach, wie sie so fröhlich dahinstürmten, oder emsig miteinander plaudernd von dannen gingen. Dann ward sein Gesicht sehr ernst. Er seufzte tief auf und fuhr mit der Hand über die Augen, als wollte er ein Bild verwischen, das sich ihm zeigte. Dann verließ er die Schulkasse und ging über den Flur in seine Wohnung. Als er die Tür öffnete, wandte ein kleines Mädchen, das am offenen Fenster in einem großen Armstessel saß, ihm das überzarte Gesichtchen zu. Es war wohl zu begreifen, daß es feucht schimmerte in den Augen des Vaters, der jeden Vormittag so viele frische, gesunde, zum Teil herbe Kindergesichter vor sich haben mußte, und dann immer zu seinem einzigen Kinde zurückkehrte, das so überaus zart und blaß war und von den Freunden des Kinderlebens so gut wie nichts kannte.

„Nun, meine kleine Maria, ist Dir auch nicht die Zeit lang geworden?“ fragte der Vater zärtlich und drückte einen Kuß auf die weiße Stirn.

„O nein,“ antwortete die Kleine ernst. „Ich habe so aufgepaßt und alles verstanden; und das Lied vom armen Zickelein hat mir so gefallen, und ich glaube, daß ich es ganz richtig singen kann.“

„Wollen wir es mal mit der Zeige veruchen?“ fragte der Vater, glücklich, ihr eine Freude bereiten zu können.

„Ach bitte, ja!“ rief sie vergnügt, und richtete sich ein wenig auf.

Dem Vater gab es einen Stich durchs Herz. Wie übermütig hatte das Kied vorhin geklungen, als drüben die Kinder es voll überprudelnder Lebenslust sangen; wie schwermütig und tieftraurig trug es das zarte, weiche Stimmchen hier vor.

„Am Bergesabhang,“ fang Maria, und sehnsüchtig schweifte der Blick über Tal und Hügel hin bis zu der hohen Bergkette am fernen Horizont, die noch mit Schnee bedeckt war. Die volle Mittags-sonne schien darüber hin, daß die weißen Flächen wie ein Lichtmeer erglänzten.

„Hier ist es mir zu eng, zu klein“ — — — Rattatatata, rattatatatatata!

Die Worte zum Vorgärtchen tat sich auf und ein kleines, bralles, pausbäckiges Mädchen kam herein, ein Wägelchen hinter sich herziehend.

„Magdalena!“ rief Maria beglückt.

Gleich darauf trat jene ins Zimmer, verlegen an der Tür stehen bleibend.

„Nun, Magdalena, was bringst Du uns?“ fragte der Lehrer freundlich.

Das kleine Mädchen machte nicht gerade den Eindruck, als ob es zu den ängstlichen und schüchternen Naturen gehörte. Der Respekt vor dem Lehrer bannte sie aber doch einen Augenblick an die Schwelle. Als Maria ihr aber so freundlich die Hand entgegenstreckte und sagte: „Komme doch, Magdalena!“ da leuchtete es hell auf in den braunen Kinderaugen, und legtere, die Hand erst dem Lehrer reichend, sagte: „Ich habe das hübsche Kied gleich meinem Vater und meiner Mutter vorgefungen, und als ich im Garten war, habe ich gehört, wie meine Mutter gesagt hat: „Lehrers Maria ist selbst so ein armes Zicklein, das gewiß manchmal recht Sehnsucht hat, mit den anderen Kindern auf der Wiese sein zu dürfen, anstatt alles Spiel immer nur vom Fenster aus mitanzusehen zu dürfen.“ — Die Kleine ahnte nicht, wie wehe sie Vater und Kind mit diesen Worten tat, drum fuhr sie fröhlich fort: „Die Sonne scheint so schön. Maria soll nicht nur zusehen. Jetzt will ich sie in dem kleinen Wagen abholen, und dann kann sie bei uns bleiben.“

Wie die großen Augen Marias voller Freude und Dankbarkeit auf die kleine Gefährtin gerichtet waren! Wie heiß erfüllte oft das Verlangen ihr Herz, wenigstens Ginz in der Nähe der spielenden Kinder sein zu dürfen! Den Wunsch danach hatte sie nie ausgesprochen. Das wäre ihr selbst zu ungeheuerlich erschienen. Während ihres ganzen bisherigen Lebens hatte es ja nur bei jeder Gelegenheit geheißen: „Das kann Maria nicht!“ — „Das darf Maria nicht!“ — „Dazu ist sie zu schwach!“ — „Dazu ist sie zu zart!“ — Sie war in der Tat vom ersten Lebensmoment ab ein richtiges Sorgen- und Schmerzenskind gewesen. Ihre Mutter war bei ihrer Geburt gestorben, und die Leute im Dorfe sagten: „Sie wird das Kindchen nach sich ziehen.“ — Der Vater aber liebte das kleine zarte Wesen doppelt, weil es das letzte Geschenk und eine so teure Erinnerung an sein geliebtes Weib war; und seine große, warme Liebe hielt die kleine Maria an seiner Seite fest. Des Lehrers Schwester war zu ihm ins Haus gekommen. Sie umgab das Kind mit aller

ihre zu Gebote stehenden Liebe und Güte, da sie aber in immerwährender Angst und Sorge lebte, ihrem Schlingel könnte irgend etwas schaden, so ward nie verführt, Marias Kräfte ein wenig zu wecken und zu stärken.

Der Lehrer wollte Magdalenas Wunsch gleich abschlagen. Er brachte es aber nicht übers Herz, als er die sehnsüchtigen und bittenden Blicke seines Kindes auf sich gerichtet sah. Er rief seine Schwester herein, um ihre Meinung zu hören. Erschrocken hörte sie von dem Vorschlage. Sie umarmte ihre kleine Nichte zärtlich und sagte voller Besorgnis: „Daran denk unsere liebe Maria garnicht. Dazu ist sie ja viel zu zart und schwächlich.“ — Der Vater jedoch sah, wie Verlangen und getäufchte Hoffnung die Augen seines Kindes mit Tränen füllten, die in schweren Tropfen über die schmalen, blassen Wangen rollten, und mitteilid meinte er: „Es ist wirklich so

brachten ihr Sträußchen. Die Zicklein, die die Kinder zum Hüten mitgebracht hatten, kamen auch manchmal in übermütigen Sprüngen herbei, betrachteten erlaunt den neuen Gast, beschnupperten die Blumen in den weißen, fast durchsichtigen Gändchen und hoppelten wieder davon. Ihre eiligen Bewegungen und ihr sonderbares Wesen machten Maria viele Male lachen.

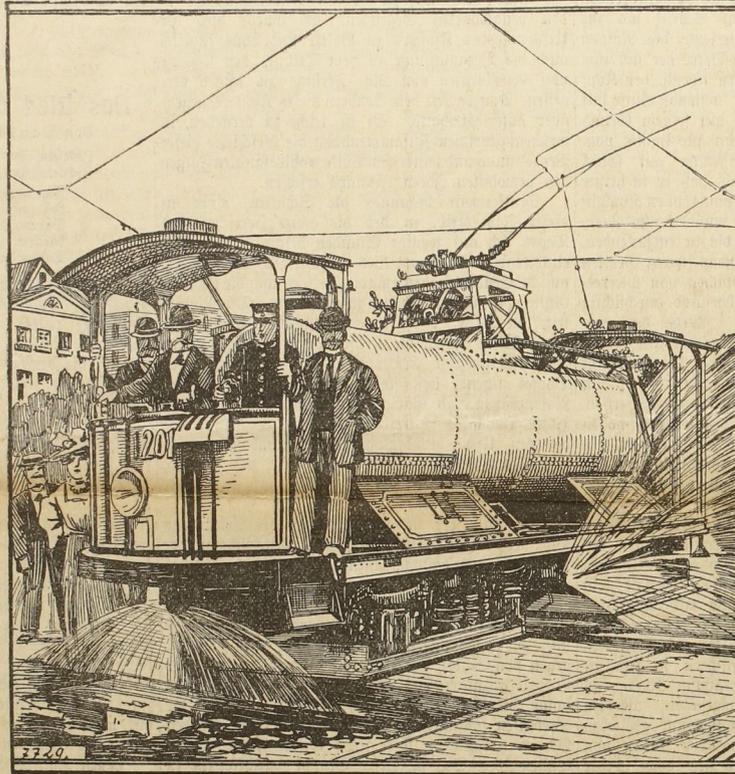
Zu rechter Zeit fuhr Magdalena sie wieder nach Hause. — Da diese erste Ausfahrt so gut von slatten gegangen war, schwand nach und nach die Kluglichkeit und Besorgnis von Vater und Tante, und Maria ward ein ständiger und allgemein geliebter Gast auf dem Spielplatz. Maria gewann an Selbstvertrauen, bald fing sie an, Ansprüche an sich zu stellen; ein zarter rosa Schimmer bedeckte die sonst stets farblosen Wangen; sie mochte nicht mehr immer im Wagen sitzen und begann sich an den Spielen der Zicklein zu betheiligen oder mit den Zicklein zu spielen. Wie glücklich Vater und Tante über diesen Wechsel waren, könnt ihr euch wohl denken.

Da kam ein Tag, zu dem die Kinder im Dorfe sich eine wunderhübsche Feier ausgedacht hatten.

Maria ward von ihrem Vater allein unterrichtet, weil es zu anstrengend für sie war, so lange auf der Schulbank zu sitzen. In letzter Zeit hatte es sich nun eingebürgert, daß an schönen Tagen die Kinder vor Beginn des Unterrichts kamen, Maria abholten, sie nach der Wiese fuhren, ihr unter dem großen Baum in der Mitte ein hübsches Plätzchen zurecht machten und ihr alle Ziegen zuführten. Die Tiere kannten sie ganz genau und folgten meist ihrer freundlichen, weichen Stimme. Für Ausnahmefälle stand der energische Hektor ihr zur Seite. Er erlaubte es keinem dummdreissen Zicklein, über die Grenze zu springen, und da sie dies wußten, so richteten sie sich danach.

Stundenlang konnte Maria dem Treiben der munteren Tierchen zusehen, wie sie ruhig ästen, munter dahin sprangen, neckische Spiele trieben oder auch wohl manch hitzigen Kampf ausfochten. Schloß sie die Augen, so sah sie doch ganz deutlich die Gestalten groß und klein mit den ausdrucksvollen Gesichtern. Die großen sehlfarbenen mit dem langen Spitzbart und dem schwarzen Blick, die ausfahen, als kämen sie eben vom Wlodsberge; die kleinen zierlichen, weiß und schwarzen, die mitten im muntersten Treiben zu ihr gehüpft kamen, sie um ein paar Liebsfongungen lachen und fröhlich wieder von dannen rasen; die graziösen braunen, die auf ein Haar ausfahen, wie kleine Neblein; und dann ihre eigne kleine mit dem glänzend schwarzen Fell, die Marias Eltern ihr geschenkt hatten und der sie immer ein buntes Seidenband um den Hals schlang.

Wie staunte Maria über sich selber, als sie eines Tages den Bleistift in ihrer Hand über ein Blättchen Papier hinfahren ließ und dann, als sich Strich an Strich fügte, eins ihrer Zicklein da stand, wie es lebte und lebte. Als sie es schüchtern ihrem Vater zeigte, weil sie das Wunder gar nicht fassen und begreifen konnte, da traten ihm Tränen in die Augen, er schloß sein Töchterchen in die Arme, drückte ihm einen Kuß auf die Stirn und sagte voller Nührung: „Mein gottbegnadigtes kleines Künstlermädchen, meine Maria! Ist Dir ein so herrlicher Erfolg geworden für das, was Du bisher im Leben entbehren mußtest,



Eine neue elektrische Strassen-Sprengmaschine.

(Siehe Text Seite 303.)

sehr mildes und warmes Wetter, vielleicht dürfen wir es einmal versuchen.“

„Und dann grabe mit diesem Wildfang?“ fragte Tante Dora und sah Magdalena ziemlich mißtrauisch an. —

„Mit mir ist Magdalena nie Wildfang,“ rief Maria lebhafter als es sonst ihre Art war. — „Sie ist immer ganz sanft und behutsam mit mir. Und ich möchte doch auch so gern im Freien fröhlich sein,“ fügte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu.

Die beiden Kinder stiegen schließlich. In Kisten und Decken eingepackt, sah Maria im Wägelchen; Magdalena fuhr so sorgsam und vorsichtig, als ob sie lauter rohe Eier und zierliche Glaswaren in ihrem Gefährt hätte. Das war ein Jubel, als sie auf dem Spielplatz anlangten. Selbst die wildesten Knaben kamen auf Augenblicke zu Maria und gaben sich ungeheure Mühe, freundlich und fürsorglich das ihre dazu beizutragen, daß Maria auf irgend eine Weise an ihren munteren Spielen beteiligt werden konnte. Die kleinen Mädchen flochten ihr einen Kranz und setzten ihn ihr auf das goldig schimmernde Haar und

dann wollen wir jetzt nie mehr traurig sein und klagen, nicht wahr, Lieblich?"

Jetzt zeichnete Maria Ziegen um Ziegen. Diese schienen wirklich zu begreifen, wieviel sie zum Glücke ihrer kleinen Beschützerin beitragen konnten. In den verschiedensten Gruppen und den annützigsten Stellungen standen oder lagen sie manchmal lange Zeit vor ihr. Oft hatte sie den Wunsch ausgesprochen, Farben und Pinsel zu besitzen, um ihren Bildchen die richtigen Töne geben zu können. Mehrere der Knaben und Mädchen aus dem Dorfe besuchten seit einigen Jahren die Schulen der nahen Stadt. Am Sonntag aber kamen sie nach Hause. Nie vergaßen sie, Maria einen Besuch zu machen. Sie hatten es angeregt zu sammeln. Mit Zerkel ward der Vorschlag angenommen. Auch die Aermsten gaben mit Freuden einige Pfennige dazu. Hatten sie Maria doch alle von Herzen lieb; und bei jedem hing ein Bild seines Ziegleins über dem Bette und noch dazu mit einem reizenden Rahmen, denn Maria hatte es herausgefunden, von gepressten oder getrockneten Blumen und Blättern die niedrigsten Rahmen herzustellen.

Nun war Marias Geburtstag, noch dazu gerade an einem Sonntage. Am Nachmittag kamen die Kinder und brachten ihr die gemeinsamen Gaben: Zeichenpapier, Zeichenstifte, Farben und Pinsel. Sie war so glücklich, daß sie in der Nacht gar nicht schlafen konnte.

Einer der Lehrer in der Stadt hatte durch seinen Schüler von Ziegen-Maria, wie sie schon lange hieß, gehört und auch einige von ihren Bildchen gesehen. Er war damit zu einer berühmten Tiermalerin gegangen. Diese interessierte sich lebhaft für das kleine Dorfgenie, und eines Sonntags erschienen beide bei Lehrers. Als sie Abschied nahmen, war es abgemacht, daß die Malerin die Sommermonate bei Maria verleben und sie regelrecht unterrichten würde. Dies wiederholte sich ein paar Jahre hintereinander. Da erschienen auf Kunstausstellungen und in den ersten Kunsthandlungen Ziegenbilder so fein, so sinnig angeordnet und ausgeführt, daß niemand daran vorüberging, ohne sie mit größtem Vergnügen zu betrachten. Wie oft ward es ausgesprochen: „Das muß jemand gemalt haben, der die Ziegen nicht nur mit den leiblichen Augen sah, sondern mit freudlichem Herzen das Wesen, die Neigungen und den Charakter der Tiere erforschte.“

Nach und nach war Maria doch etwas kräftiger geworden. Als sie zum ersten Male den Preis für ein Bild zugehört erhielt, da weinte sie vor Freude. Sie war so glücklich, und ihr Vater so stolz. Dann aber drang er darauf, daß sie eingehend mit einem bedeutenden Arzte über Marias Zustand sprachen. Der erklärte, daß seine Patientin nur sehr zart wäre und durch stärkende Nahrung, richtige Diät und sonstige Lebensbedingungen ganz kräftig werden könnte. Natürlich wurden alle seine Ratschläge befolgt.

Maria kam jetzt auch häufiger in die Stadt, wo sie so schöne Dinge, besonders Kunstfachen sah, von denen sie früher nichts ahnte. In einer Ausstellung künstlerischer Frauenarbeiten sah sie wundervoll gezeichnete Bilder, sogenannte Nadelmalereien. Das reizte sie für ihre geliebten Zieglein. Ihre feinen, geschickten Finger stellten bald die reizendsten Ziegenbilder in Seidenstickerei fertig.

Das alles war von dem Lied vom armen Zieglein gekommen, das Maria noch immer mit Vorliebe sang. Aber nicht mehr traurig und schwermütig, sondern froh und vergnügt widerhallte es im Hause oder auf der Wiese:

Ich suche Licht und Sonnenchein.

Ich kann im Freien nur fröhlich sein.
Darum, darum medre ich,
Medre, medre med med med,
Darum, darum medre ich,
Medre ich immerzu.

Magdalena blieb Marias liebste Herzensfreundin. Hätte der kleine Wildfang mit dem weichen Herzen damals nicht darauf gedungen, daß die garte Maria ihr anvertraut wurde, wer weiß, ob diese je mit den Ziegen so befreundet geworden wäre!

Die Macht der Gewohnheit.

In krauslockiges, kleines Mädel, kaum neun. Ihre flachgelben Haare flattern, ihr Gesicht ist gebräunt von Wind und Sonne. Ihr Vater hat die Boote unten am See, er verleiht sie an die Ruderer, die von Berlin her kommen, er fährt auch über nach dem andern Ufer.

Es ist eine wundervolle Stelle drunten am See bei der Ueberfahrt.

Die alten Krüppelweiden hängen ihre Zweige weit über das steile Ufer bis ins Wasser hinab, bilden eine dichte, grüne Raube über der Flut. Gelbe Mummeln blühen und der Wind rauscht im Röhrich. Wenn draußen die Dampfer vorübergleiten, kommen große Schaufelwellen und schlagen am Ufer in die Höhe wie eine wild empörte Brandung. Links hin steht hoch und finster der Kieferwald, rechts aber zwischen Feldern und Gärten liegt das Dorf auf weißer Sanddüne, seine roten Ziegeldächer leuchten mit den roten Kirichen um die Wette.

Ist auch den ganzen Tag da die Kleine, sollte eigentlich im Dorf sein, Mutter im Garten und in der Wirtshaft helfen, fällt ihr aber gar nicht ein. Kaum daß die Schule aus ist, kommt sie tripp trapp, tripp trapp: Die Holzspantinen klappern. Heiß geht es die hohe Stodertreppe am Sandhang hinab und ist ein Lachen und Zucken und Zwittern, als kämen junge Biegel aus dem Nest.

Weg mit den Holzspantinen! Sie fliegen in das Gras, und nun die Röcke zusammengenommen und ins Wasser hinein. Patsch, patsch, patsch . . . die Schaumperlen fliegen ihr wie ein feiner Sprühregen ins Gesicht, aber das ist eine Lust!

Uebrigens ist sie verständig, hilft schon im „Geschäft“, sitzt in dem kleinen Fährmannshäuschen und verhandelt mit den Berlinern, die ganze, kleine komische Kruste ehrpüffelige Würde.

„Eine Mark für die Stunde ist nicht zu teuer, mein Herr! Nein, eine Mark kostet es überall.“

Ihr Vater ist oben von der Waterkant, sie spricht den Dialekt der Pommern.

„Aber wenn Dein Vater grade überfährt, ist wohl noch nicht mal ein Boot zurecht?“

„Das mach ich Ihnen zurecht, mein Herr.“ Und da ist sie auch schon dabei, mit einem kühnen Schwung ist sie von der hohen Bootsbrücke in den Rahn gesetzt. Eins zwei drei ist das Steuer angehängt, ist die Kette gelöst, liegt das Boot seitwärts an der Ruderbrücke.

Und es schwankt und schaukelt bei alledem und die eleganten Berlinerinnen, die schon vor Angst „quitschen“, wenn es ans Einsteigen geht, und die Geschichte ein bißchen „kippelt“, die eleganten Berlinerinnen schreien hell auf.

„Nein, seht doch das Kind, so etwas kann solch Kind!“

Das Kind fahrt aber noch viel mehr. Mittags liegt es in der Ruderhütte auf den Bezen und blinzelt müde in die Sonne hinein. Wirklich ein hartes Lager zur Mittagsruhe. Aber durch die Krüppelweidenzweige schaut man geradenwegs in den Himmel. Abends bringt es die Boote ins Schiff, das ist ein Stück Arbeit, meine Herrschaften!

Drei, vier Boote aneinander gehängt an langer Kette und im vordersten muß der Fährmann stehen und steuern.

Und das macht das Kind.

Eins, zwei — eins, zwei . . . Gleichmäßig, im aller schönsten Takt läßt es die schweren Ruder ins Wasser fahren: eins, zwei — eins, zwei — und die lange Bootsflotille gleitet ruhig und sicher über den See und stößt nicht einmal an, an den Bootspfählen und Segelbooten, die hier verankert sind, und verschwindet im Schiff.

Im Schiff werden die Boote festgemacht für die Nacht. Eins nach dem andern kommt an seinen Ankerplatz, aus einem ins andre muß der Fährmann springen und wieder abstoßen und wieder anlegen und dabei aufpassen, daß es nicht auf den Sand kommt. Und das alles macht das Kind.

Und dabei flütert das Schiff im Abendwind. Wie ein geheimnisvolles Raunen geht es über das

Wasser, und die Schatten von dem finsternen Walde her wachsen länger und immer länger. . . .

Und es ist eigentlich eine Zeit, wo sich Kinder graulen, wenn man sie allein ins Freie schickt.

Aber das Kind grault sich gar nicht, es macht seine Boote fest und holt die andern und kommt dann im letzten zurück; aber nein, nicht zurück, es fährt noch ein Stückchen in den See hinaus. Dahin fährt es, wo die Dampfer kommen und die großen Schaufelwellen das Boot auf ihren Rücken nehmen und auf und nieder wiegen, auf und nieder.

Da gibts dem Boot einen kühnen Schwung, daß es die Wellen gerade schneidet, und zieht die Ruder ein und läßt sich treiben. Man hört es bis zum Lande juckzen, wenn eine große Welle kommt.

Und am Lande stehen die Berliner und „quitschen“ wieder.

„Nein, seht doch das Kind! . . . Das ist ja schrecklich!“

„Wie kann man denn solchem Kinde so was erlauben!“

„Jawohl, das ist ja unerhört! Leiden Sie doch solchen Unfug nicht!“ fährt eine Alte den Vater an, der an der Bootsbrücke lehnt und sein Pfeischn schmaucht.

Aber der Vater lacht nur: „Die weiß Bescheid, von klein auf, daß es so allens die Gewohnheit.“

Und dabei schiebt er die Pfeife in die andere Munddecke, und seine Augen hängen an dem Boot, das das Kind jetzt mit sicheren Ruderschlägen zurück ans Ufer leitet.

Die Heimat der Panamahüte.

Das der jetzt so ungemein beliebte Panamahut, das heißt der „echte“, nicht aus Panama kommt, weiß nachgerade jedes Kind. Die Indianer von Cuiabor wissen das zarteste Stroh am geschicktesten zu flechten. Die Art der Herstellung hat aber manche Besonderheiten, die weniger bekannt oder die irrige Vorstellungen verbreitet sind, so daß die Mitteilungen eines Mitarbeiters des „Heraldo“, der einen Besuch in der Heimat der besten Panamahüte gemacht hat, wohl interessieren dürften.

Will man die Heimat der Strohhuftlechter besuchen, so muß man vor allem einen indianischen Führer haben. Der Hafen Manta, von dem aus die Hüte verschifft werden, liegt drei Tagesreisen nördlich von Guayaquil. Städte und Dörfer sind hier nur wenige; stößt der Reisende aber unterwegs auf eine Ortschaft, so sieht er sich völlig in ferne Vergangenheit, in das Reich der Inkas, verlegt. Jeder Ort gleicht genau dem anderen.

Die neue Kolonie der Strohhuftlechter ist jetzt Monte Christi. Bis vor wenigen Jahren wurden die besten Hüte in dem kleinen Orte Zipijapa angefertigt; dann aber entdeckte ein unternehmer Kaufmann, daß die Luft in der Höhe, in der Monte Christi liegt, das Stroh feucht und biegsam hielt, und sogleich begann ein Auszug aus der alten Stadt.

In der letzten Zeit hat man das in Zipijapa wachsende Stroh auch nach Brüssel und Espinal in Frankreich verschifft, und durch die dortigen Bauern werden schnellere und billigere Produkte angefertigt. Hohe Berge umgeben Zipijapa, das alt und friedlich ausieht, wie ein Amphitheater. Es erhielt seinen Namen von einer Art Palme, die die Indianer so nennen und die den naturwissenschaftlichen Namen „Carلودovicia palmata“ hat; aber das Stroh, aus dem die Hüte gemacht werden, nennen sie „paya de Toquilla“. Im Januar fangen die Bauern an, die Samen dieser Palme zu pflanzen, was gewöhnlich einen Monat dauert. In etwa drei Monaten tragen die 6 bis 14 Fuß hohen dreieckigen Stengel wie Fächer gefaltete Blätter, die drei Fuß im Durchmesser haben. Die Blätter werden gepflückt, während sie jung und fest sind, und in vier oder fünf Teile geschnitten, die Paralleladern werden entfernt. Die Indianer nennen das Stroh reif, wenn es etwa die Dicke des Zuckerrohrs hat. Sie entfernen die äußere

grüne Schale, spalten das schneeweiße Blatt in Streifen, aber trennen es nicht an den Enden des Stengels.

Dann wird es eine halbe Stunde lang mit kochendem Wasser bedeckt und 24 Stunden in der Sonne gebleicht. Für 4 Mark Stroh etwa werden zu einem Hut gebraucht; jeder kauft immer nur soviel Stroh auf einmal, wie zu einem Hut nötig ist. Die Fasern werden von den Flechtern von beiden Rändern gerollt, und so entsteht das etwa 1 m lange runde Stroh, das fertig zur Verarbeitung ist. Das beste Stroh wächst in dem 4 km entfernten Cochoncha; daraus werden die besten Hüte gemacht. In den Häfen oder Torwegen der Bambushäuser sieht man nun die Männer, Frauen und Kinder sitzen, und über Holzformen, die sie zwischen den Knien halten, die Hüte flechten. Die besten klimatischen Bedingungen sind frühmorgens und abends; zu diesen Tageszeiten wird auch die meiste Arbeit geleistet. In den übrigen Stunden des Tages ist es so heiß und die Luft so trocken, daß das Stroh spröde wird und beim Flechten bricht.

Aber wenn man so oft erzählt hat, daß die Hüte unter heißem Wasser geflochten werden, so ist das nicht richtig; selbst das Stroh der größten Hüte wird beim Flechten nicht angefeuchtet; wohl aber taucht der Arbeiter selbst alle zwei bis drei Minuten seine Hände in den neben ihm stehenden Krug mit Wasser. Die meisten guten Hüte, die über 400 Mark kosten, werden nachts und bei Mondlicht geflochten um das Geld für Kerzen zu sparen. Uebrigens ist nachts die Luft so feucht, daß dann die Hände nicht angefeuchtet zu werden brauchen. Das Flechten beginnt in der Mitte des Kopfes mit dem sogenannten Knopf. An der Form dieses Knopfes kann man erkennen, ob der Hut aus Ecuador, Peru oder anderswo herkommt.

Im Alter von sieben Jahren lernen die Kinder an sehr grobem Stroh das Flechten, und mit fünfzehn Jahren können sie gute Hüte machen, aber zur Anfertigung der feinsten gehört die Übung eines ganzen Lebens. Ein Hut aus dem feinsten Gelecht erfordert ein bis zwei Monate Arbeit; die Strohfasern sind so fein wie Seidenfäden. Sie bedürfen der allergößten Sorgfalt, denn ein zerbrochenes Stroh oder ein häßlicher Knoten verringert den Wert des Hutes um 75 Prozent. Die besten Panamahüte, die man in diesem Jahre trägt, kosten 1000 bis 1200 Mark.

Die Männer beschäftigen sich hauptsächlich damit, den Hüten nach dem Flechten ihre Form zu geben. Sie reiben sie mit Schwefel ab und packen sie so zusammen, daß ein Duzend weniger Raum einnimmt als ein Hut über der Hutform.

In Pipijapa hat man 400 Jahre dieselbe Form gemacht. Abends hängt der Huthändler eine Laterne mit einem Licht hoch über seine Tür und sitzt mit bloßem Kopf auf der Türschwelle. Dann bringen die Indianer ihm ihre Panamahüte, die sie sorgfältig verborgen unter ihren Ponchos und Serapes tragen.

So stehen sie vor ihrem Richter, der mit wenigen Worten nach der Größe fragt und auf seinem eigenen Kopf probiert, ob die Angaben richtig sind, und dann den Hut kauft oder verwirft. Hier kann man Panamahüte, für die anderswo 40 Mark gezahlt werden, für 2 Mark kaufen.

Eine Reise nach Deutsch-Neu-Guinea.

Aber eine Reise nach der St. Matthias-Inselgruppe (Deutsch-Neu-Guinea) berichtet der Bezirksamtman Dr. Kornmayer, wie das "Deutsche Kolonialblatt" mitteilt, folgendes: Am 6. Mai d. Js., nachmittags 2 Uhr, ging der Regierungsdampfer "Seestern", 10 Mann Polizeitruppe und 12 St. Matthiasleute an Bord, von der Kaiserlichen Station Ramieng aus in See. Die mir gestellte Aufgabe war, die im November von St. Matthias von mir als Gäste

nach Herbertshöhe gebrachten 13 Eingeborenen wieder in ihrer Heimat abzulieken, wenn möglich, neue Leute anzuerwerben und die im vorigen Jahre angeknüpften Beziehungen zu unterhalten und weiter zu fördern. Am 7. Mai nachmittags, kam die Inselgruppe in Sicht, und ungefähr um 5 Uhr ging der Dampfer dort vor Anker. Die Inseln, mit Ausnahme der großen, weiter nördlich gelegenen Hauptinsel, sind sämtlich Flachland und dicht bewaldet; Kokosbestände sind wenige sichtbar, dagegen lassen die vielfachen Mangroven auf sumpfiges Gelände schließen. Eine Absezung der Leute war an diesem Abend wegen der weiten Entfernung der inbetracht kommenden Inseln und der ungeheuren vorgelagerten Korallenriffe bei der bereits vorgeschrittenen Tageszeit nicht mehr möglich. Inzwischen sah man über die Riffe die Eingeborenen mit ihren flachen Kanus dem Schiffe sich nähern. Aber auch diesmal, ebenso wie bei der letzten Fahrt, triffen sie wieder in schiefer Zurückhaltung in erheblichem Abstände um das Schiff. Die Jurose ihr Landsleute ließen sie allmählich etwas näher kommen. Erst als Geschenke angebotene leere Flaschen brachen den Bann. In wilder Eile drängten sie sich nun um das Schiff, jeder nahm die ihm gebotene Flasche mit großem Freudengeheiß entgegen; jeder verlangte nach mehr. Als gar einige der Gemeindefreunden mit ihrer Rixe und den darin enthaltenen Geschenken das Schiff verlassen, war ihr Begehren vollends nicht mehr zu stillen. Ohne längere Unterzuchung, ob sie einem Stammesangehörigen als Eigentum gehörten oder nicht, wurden denselben ihre Habeligkeiten einfach weggenommen und nach den Kanus gebracht. Die Leute sahen übrigens auch diesmal noch keineswegs besonders vertrauenerweckend aus. Völlig unkleidet — nur eine schmale Leine zierte die Leiden — erschienen sie alle mit Speeren bewaffnet. Durch die zurückgebrachten Leute ließ ich nunmehr ihren Landsleuten sagen, daß ich sie an dem nächsten Tag in ihren Dörfern besuchen und sie dabei beschenken würde. Dies letztere schien ihnen besonders zuzuliegen, denn sofort umringten sie mich alle und drückten mir unter allen möglichen Beteuerungen ihre Wünsche aus. Nach dieser freundschaftlichen Zusage entwickelte sich allmählich ein schwungvoller Handel mit Speeren, Rämmen, Musikeln, Gürteln, Matten, Regen und dergleichen Kuriositäten gegen Hingabe von Tauschwaren, unter denen wieder Flaschen der begehrteste Artikel war. Den nächsten Tag stattete ich in Begleitung der Jungen Malatu und Casiffa, der beiden seinerzeit von S. M. S. "Seestern" als Kriegsgefangene weggenommenen Eingeborenen, den Inseln den versprochenen Besuch ab und setzte die noch tags zuvor zurückgeliebten Eingeborenen ab. Wir fuhrten mit zwei Booten des "Seestern" zunächst nach der Insel Ensfau. Die uns begleitende Polizeitruppe ließ ich zur Deckung stets in den Booten zurück. Obwohl wir schon auf der letzten Reise hier angelegt hatten, trugen die Eingeborenen anfänglich ein äußerst zurückhaltendes und ängstliches Wesen zur Schau. Erst nachdem ich sie beschenkt hatte und sie versicherte, daß ich nicht in schlimmer Absicht zu ihnen gekommen sei, legten sie ein mehr freimütiges Gebahren an den Tag. Endlich führten sie uns noch einen Tanz auf, der sie aber schließlich in solche Exaltation versetzte, daß ich es für geboten hielt, denselben nicht wiederholen zu lassen.

Von hier begaben wir uns nach der nächstgelegenen Insel Musau, nach der ebenfalls einige Leute zurückgekehrt waren. Meinem Wunsche, auch eins ihrer Dörfer sehen zu dürfen, versprochen sie bereitwilligst zu entsprechen. Als wir aber, selbst ohne Begleitung der Polizeitruppe, etwa 150 m weit in den Busch gekommen waren, ließ mir der Häuptling durch einen der heimgekehrten Leute mitteilen, daß ich jetzt weit genug gewesen sei, ich sollte jetzt wieder umkehren. Unter den obwaltenden Umständen hielt ich es auch hier für das Ratamste, den Befehl zur Rückkehr nach dem Ufer zu geben. Im übrigen begegneten wir ebenso wie hier auch auf der nächsten Insel Ewolm demselben Mißtrauen. Freundschaftlicher dagegen, wurden wir auf der Insel Ewanan aufgenommen. Von hier aus nach dem Schiffe zurückgekehrt, machten wir am Nachmittag noch einen

Besuch auf der Insel Ewanan, woselbst die Begräbnisstätte des vor drei Jahren ermordeten Südeereisenden Menke belegen ist. Die Eingeborenen führten uns bereitwilligst ins Innere der Insel und wiesen uns auf das Grab des Ermordeten hin. Als der "Seestern" sich gegen 4 Uhr lesklar machte und zum Zeichen der baldigen Abfahrt mehrmals seine ohrbetäubende Strengepfeife ertönen ließ, sahen wir aus der Ferne in phalarantiger Aufstellung eine Anzahl Kanus an uns heranrücken. Dabei erscholl ein kriegsähnliches Geheul, unterbrochen durch Rausen und durch kräftig hervorgeföhene Töne aus dem Tritonhorn, uns entgegen. Erst als der Zug uns näher gekommen war, erkannten wir, daß der Gesang ein frieblicher war. Die heimgekehrten Leute waren mit ihren Landsleuten uns entgegengefahren, um uns zum Beneise ihrer jetzigen Freundschaft Geschenke und ihren Abschiedsgruß zu bringen. Auch wurden mir noch mehrere Zungen übergeben, so daß die Zahl der Angeworbenen die Höhe von 11 neuen Leuten erreichte. Nach dieser Abschiedsbegrüßung fuhr der "Seestern" wieder nach Ramieng zurück, woselbst wir den andern Vormittag anlangten. Den Erfolg meiner Reise fasse ich dahin zusammen, daß die Eingeborenen der St. Matthiasinseln noch mit äußerster Vorsicht aufzunehmen sind, daß die Anwerbung von Jahr zu Jahr eine ausichtsvollere sein dürfte, daß ich aber den Zeitpunkt noch nicht für gekommen erachte, wo das Inselgebiet der freien Anwerbung übergeben werden kann.

Abnormitäten.

Es kommt manchmal vor, daß die Natur einen Menschen mit einem Kopf oder Körper ausgestattet hat, der durch seine abnorme Formung, durch irgend eine groteske Mißgestaltung nicht nur die Verwunderung der großen Menge, sondern auch das Interesse der gelehrten Welt erregt. In solchen Fällen geschieht es wohl dann, daß sich die Wissenschaft eines solchen außergewöhnlichen Menschenreplikates verpflichtet, indem sie ihm die sie interessierenden Teile bei seinen Lebzeiten abkauft, um durch eine Sezierung nach seinem Tode ihre Kenntnisse zu vermehren.

Erst jüngst wurde von einem Manne berichtet, der bei einer Durchleuchtung mit X-Strahlen sich als im Besitz zweier völlig ausgebildeter Herzen erwies und dem von dem Madrider Museum eine Summe von 70000 Fr. für seinen Körper angeboten wurde.

Der letzte Londoner Droschkenfutscherstreik zwang einen Droschkenfutscher dazu, im wahren Sinne "seinen Kopf zu verpfänden". Dieser wackere Koffelener war im Besitz eines außergewöhnlich langgestreckten Kopfes, und wie Not erfindlicherisch macht, kam er auf den Gedanken, dieser besonders geartete Schädel könnte für die medizinische Wissenschaft von nicht geringem Nutzen sein. Er ging also in das nächste Krankenhaus und bot sein Haupt den Ärzten an, die ihm denn auch für den Kopf 100 Mk. gaben. Das ist nun vielleicht eine etwas kuriose Art, sich einen "blauen Lappen" zu verdienen, doch wenn einem der Wagen knarrt, verkauft man auch seinen Kopf, zumal, wenn man sich seiner in aller Ruhe weiter bedienen kann.

Ein besseres Geschäft machte da doch ein gewisser George Jennings, dessen Kopf die medizinische Gesellschaft im Colorado mit 3000 Dollars bemerkte. Dafür hatte sein Schädel auch einen Umfang von 32 Zoll. Ein Drittel der Summe erhielt er sofort; der Rest sollte seiner Familie nach seinem Tode ausgezahlt werden.

Doch Jennings Kopf ist immerhin nur klein im Vergleich mit dem Riesenschädel, dessen sich ein Mr. James Menut in New York erfreut. Dieses Monstrum, das auf einem zwerghaft ungestalteten Körper thront, hat einen Umfang von 51 Zoll, ist also, da der gewöhnliche Kopf 22 Zoll mißt, 2 1/2 mal so groß als ein normaler männlicher Schädel. Der Besitzer dieses beträchtlichen Hauptes ist nur 4 Fuß 1 Zoll groß, obwohl er schon 37 Jahre alt ist. Von der Taille aufwärts hat der

Körper Menuts ganz gewaltige Formen, die Schultern und die Brust sind breiter als die eines Ringkämpfers. Doch die Beine sind ähnelnd dünn und kurz. Menut hat seinen Körper und Kopf für die Summe von 4000 Dollars den Ärzten nach seinem Tode zur Verfügung gestellt.

Den Vorzug, seinen Körper zweimal verkauft zu haben, genießt ein gewisser Walter Wentworth aus Boston. Er ernährte sich redlich als Schlangemensch und seine erstaunliche Fähigkeit, seine Glieder in allerlei Verschlingungen und Knoten zu legen und in unentwirrbare Knäuel zu verschlingen, bewog einen Dr. Cowe aus Detroit, ihm 100 Dollar für seinen Körper zu geben. Doch der Doktor starb vorher, und der Altknobat verkaufte seinen Körper für weitere 100 Dollar an einen Arzt in Brooklyn. Er ist jetzt 70 Jahre alt und hat gegründete Aussicht, auch noch ein drittes Mal einen solchen vortheilhaften Handel abzuschließen.

Die sonderbarste Idee aber hatte die Cornell University in Toronto. Ihre medizinischen Mitgleber beschloßen, eine Sammlung denkwürdiger Schädel und Gehirne in ihrem phrenologischen Museum anzulegen und sie wandten sich an eine Anzahl Berühmtheiten mit der Bitte, ihnen ihre Köpfe nach ihrem Tode zu überlassen. Natürlich wiesen viele dieses echt amerikanische Anerbieten zurück, doch sollen sich auch einige gefunden haben, die sich geneigt zeigten, ihr Haupt der Universität zur Verfügung zu stellen. So schrieb ein bekannter Schriftsteller und Historiker Goldwin Smith, er geht recht gern auf den Vorschlag ein, denn das sei die einzige Möglichkeit auch nach seinem Tode noch der Wissenschaft, der er mit seinen bescheidenen Kräften im Leben gebient, zu nutzen.

Gabriele d'Annunzio soll ebenfalls auf das Anerbieten eingegangen sein und ihn, den exzentrischen Freund so mancher Bizarrerie, mag die Tollheit des Einfalls vielleicht zu solcher Antwort bewogen haben.

Ja, es geht sogar die Sage, daß Ibsen einen bejähenden Bescheid gegeben habe, und auch er mag wohl ein satirisches Lächeln für die groteske Idee gehabt haben.

Vermischtes.

Eine Riesenkanone mit Persenwindungsasfelle. Auf der Weltausstellung geben wir unsern Lesern die Abbildung eines japanischen Belagerungsgeheißes. Das Rohr finkt beim Schuß durch die Kraft des Rückstoßes selbsttätig unter die Deckung, die überflüssige Kraft wird zugleich aufgepeichert, und das schußfertig gemachte Rohr springt selbsttätig wieder in die Feuerstellung. Auch verschiedene Forts von Fort Arthur sind mit solchen Geheißern versehen.

Eine neue elektrische Straßen-Sprengmaschine. Unsern werten Lesern geben wir auf Seite 300 die Abbildung einer neuen elektrischen Straßen-Sprengmaschine. Mehrere Städte haben das Netz der elektrischen Straßenbahnen für den Dienst der Straßenreinigung in Anspruch genommen, so die Stadt Köln, die in den Fahrpart der Straßenbahnen Sprengwagen mit eigener Oberleitung und außerordentlich großen Wasserfaßs und sehr praktischen Vorrichtungen eingefügt hat.

Was Russlands Kriege kosten. Während der letzten 3 1/2 Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hat Rußland für seine Kriege 6700 Millionen Mark ausgegeben. Dies sind nur die direkten Ausgaben, der vielfache Schaden, den ein Krieg in tausendfachen Gestalten im Gefolge führt, ist da nicht mitezurechnen. An Menschen verlor es während derselben Zeit 664 000 Mann. Der Krimkrieg kostete Rußland allein 2840 Millionen Mark.

Geschäft ist Geschäft. Eine eigenartige Klage hat der frühere italienische Konsul in Montreal, Signor Interoscia gegen den Vater einer Dame eingereicht, mit der er verlobt war. Er verlangt Schadloshaltung für die ihm während der Verlobung erwachsenen Ausgaben und Nachtheile, und er fordert unter anderem für 485 Stunden, die er seiner Verehrung nach in der Gesellschaft seiner ehemaligen Braut zugebracht hat, eine Entschädigung von 2 Dollars für die Stunde.

Neber die Tschantschusen, jene berühmten chinesischen Räuber, die gegenwärtig den Russen soviel zu schaffen machen, findet sich eine interessante Stelle in dem jüngst erschienenen Bände über die Mandchurien des französischen Forschungsreisenden Paul Babbe. Der Autor hatte Gelegenheit, im Lande selbst das Leben und Treiben dieser langzopfigen Kriminalis zu beobachten. Chinesen und Europäer zittern beide vor ihnen, und was auch die russischen Behörden zu ihrer Ausrottung unternahmen, sie konnten die Macht und den Einfluß, den die Banditen auf die gesamte Bevölkerung ausüben, nicht brechen. Bezüglich sie doch selbst von den russischen Konsulanten einen Tribut eine Art Schöngeld, Niemand anderes als der Gouverneur

von Wladimiroff war es, der dies Herrn Babbe mitteilte, indem er gleichzeitig zugab, daß er nichts dagegen tun könne. Am bezeichnendsten für den Mann, in dem die Tschantschusen die Chinesen halten, ist folgendes Geschichtchen. Babbe besuchte eines Tages einen chinesischen Kaufmann, den er lange Zeit hindurch nicht gesehen hatte, und war nicht wenig überrascht, als ihm der Mann mit jämmerlichen Venerationen begrüßte. „Sie haben mir alles genommen“, klagte er, „meine Schlitten, meine Hunde, meine Kleider und meine Frau.“ — „Was, Deine Frau?“ — „Ja, meine Frau. Die geben sie mir ja von Zeit zu Zeit zurück, aber die Hunde und den Schlitten sehe ich nicht wieder.“ — und der arme Teufel fügte hinzu: „Das erstemal, daß mir ein Tschantschuse meine Frau nahm, war ich riesig wütend und habe sie geprügelt.“ — „Wen sie? Die Tschantschusen?“ — „Ach wo, die waren ja alle viel größer und stärker als ich. Nein, meine Frau hab ich geprügelt. Aber ich war auch zu wütend.“ — „Und jetzt hast Du Dich getödtet?“ — „Was willst Du,“ antwortete philosophisch der Chinese, „was blieb mir übrig — ich habe mich daran gewöhnt.“

Heiteres.

Fatale Doppelsinn. „Grüßest Du Dich, Paula, der wunderbaren Mondnacht, in der ich Dir vor 25 Jahren den Heiratsantrag machte?“ — „O ja, Feuer!“ — „Wie läßt wohl eine Stunde beinahe und Du sprichst kein Wort!“ — „Zawohl, mein Lieber, ich erinnere mich noch ganz genau!“ — „Das war die glücklichste Stunde meines Lebens!“

Kinderlogik. „Warum unterhältst Du Dich nie mit Deinen Altersgenossen, Fritz — hast Du denn gar keinen Freund?“ — „O ja, Mama, einen hab ich — aber den habe ich.“

Furchtbare Prüfung. Autor (dessen Exempel ausgelacht wird): „Ha wartet, Ihr Bande, fest schreibe ich ein Lustspiel, daß Euch das Leben vergehen soll!“

Anerkört. Besuch: „Deine Köchin ist schon wieder gegangen, Elise?“ — „Tunge Frau.“ — „Ja, ich hab sie Knall und Fall entlassen! Denn Dir nur, die gemeine Person wollte die Knödel mit den Händen machen!“

Zu viel verlangt. „Wie ist denn das eigentlich gekommen Spund, daß Du Dich mit Deiner Kleinen in der Gemäldeausstellung verkehrt hast?“ — „Denke nur, schreibe mir das Mädel, ich soll sie unter dem Bilde „Sonnenaufgang“ erwarten. Was weiß ich, wie ein Sonnenaufgang ausseht!“

Verdächtig. Diener (zum jungen Zahnarzt): „Herr Doktor, es scheint ein ganz verdächtiger Mensch ums Haus herum! Entweder haben wir bis heute abend den ersten Patienten... oder der gnädigen Frau ist die Wäsche vom Boden gestohlen worden!“

Ein Schöbinderis. „Um Himmelswillen, Geora, weißt Du schon? Mein Vater hat Kanerott gemacht.“ — „So? Na das sieht ihm ähnlich. Ich habe Dir ja immer gesagt, daß er alles tun wird, um unsere Heirat unmöglich zu machen.“

Beschwöner Anfang. „Sag mal, liebe Mary, hast Du schon darüber nachgedacht, wie wir uns ein wenig billiger einrichten können?“ — „Gewiß lieber Willy, ich habe bereits unsern Kanarienvogel auf halb Mation gekauft!“

Wirksamvoll. Der Weier hat ja jetzt eine ganz rote Nase! Seit wann steht sich denn der so gut, daß er soviel trinken kann?“ — „Seitdem er einen schwunghaften Handel mit einem Mittel gegen rote Nasen treibt!“

Anverstoren. Herr: „Hören Sie mal, von dem Wein, den Sie mir vorige Woche verkauft haben, bin ich krank geworden!“ — „Reisender.“ — „D, das tut mir leid, dann bestellen Sie sich nur schnell ein paar Pfund von meinem Gesundbitter.“

Dichterschnickal. Schmierendirektor (einem jungen Schriftsteller das eingereichte Stück zurückgebend): „Trotten Sie sich, junger Mann; wir haben sogar schon Stücke von Schiller, Goethe und Lessing abgelehnt.“

Auch ein Standpunkt. „Sie haben ja doch kürzlich erst eine reiche Erbschaft gemacht. Warum zahlen Sie denn dann meine Rechnungen nicht?“ — „Ja wissen Sie, ich kann das Frögen nicht leiden.“

Schöfmanz. Kommerzienrat Feingold: „Was schreibt mir der Buchhändler da für e Rechnung? Gendshels Telegraph. — Große Ausgabe, 2 Mark. Wiejo große Ausgabe? Schurrer! Für was hält mich der Mann?“

Geschäftliches.

Bei Kindern mit Durchfällen und Sommerdiarrhöen bewährt sich als ausgezeichnetes Nahrungsmittel Kufeke's Kindermehl ohne Milch in Wasser gereicht, da es die in der Muttermilch enthaltenen Bestandteile im richtigen Verhältnis enthält und daher zur ausschließlichen Ernährung der Kinder dienen kann. Die Eiweißstoffe desselben bilden einen sehr ungenügenden Nährboden für die Entwicklung der Organismen, welche die Durchfälle verursachen, und bewirken daher eine Stillierung der Reumtheit.

Vexierbild



„So sind die anderen Zwerge.“

Räffel-Ecke.

Diamant-Räffel.

1
2 2 5
5 7 3 3 4
1 2 3 4 5 6 7
1 4 5 3 4
4 6 1
7

Die vorstehenden Ziffern bedeuten Buchstaben, deren richtige Zusammenstellung bezeichnen: 1. Einen Buchstaben. 2. Einen Vogel. 3. Ein Hebegerät. 4. Eine Inselstadt. 5. Ein Kleinod. 6. Eine Vorfälle. 7. Einen Buchstaben. Die beiden sich kreuzenden Diagonalen geben je den gleichen Namen einer Inselstadt.

Logogryph.

Dem Weber ist mit d von Nöten, Mit einem t gehört's zum Töten.

Auflösung erfolgt in nächster Nummer dieses Blattes.

Lösungen der Räffel aus voriger Nummer:

Silbenräffel:

L	abia	M
A	rac	h
P	atte	l
W	ilhelmina	
S	ipha	n
G	erbar	d

In keiner anderen Jahreszeit neigen die Säuglinge so zu Darmerkrankheiten wie im Sommer, infolge der bei wärmerer Temperatur viel leichter verderbenden Nahrungsmittel. Kufeke's Kindermehl hat sich bei allen Darmerkrankheiten bestens bewährt, da es die Milchmahrung leichter verdaulich macht und die Darmgärungen günstig beeinflusst. Der Gehalt des Kufeke-Mehles an Mineral- und Ervialstoffen bildet eine schätzenswerte Bereicherung der Nahrung. Das Erbrechen schwindet nach der Darreichung von Kufeke's Kindermehl sehr bald und auch der Stuhlgang bessert sich oft ohne Arznei-Gebrauch.

Vergleichen Sie
alle Angebote in Herrenkleiderstoffen
in Bezug auf Auswahl, Qualität und Preise
dann kaufen Sie bestimmt bei

Christian Günther,
LEIPZIG-
PLAGWITZ
Postfach 112
Bekanntestes
Tuch-Versandgeschäft.

Die Saison-Neuheiten sind eingegangen.
Fordern Sie mit 5 Pfg.-Karte kostenlose Zusendung von Mustern.

